

## Gedanken eines Überlebenden von Auschwitz

*Max Mannheimer*

Am 6. Februar 1920 wurde ich in Neutitschein (Mähren) geboren. Neutitschein gehörte damals zur Tschechoslowakischen Republik. Mein Vater war Jakob Mannheimer, geboren 1888 in Myslenice (Galizien), meine Mutter Margarethe Mannheimer, geboren am 4. April 1893 in Ungarisch-Brod (Mähren). Damals waren beide Geburtsorte, der meines Vaters und auch der meiner Mutter, k. u. k., gehörten also zur österreichisch-ungarischen Donaumonarchie.

Ich hatte vier Geschwister. Im Jahr 1921 wurde mein Bruder Erich geboren, 1923 Ernst, 1925 Edgar, meine Schwester Käthe 1927. In Neutitschein besuchte ich zunächst den Kindergarten, ging dann in die Volksschule und schließlich 2 1/2 Jahre ins Gymnasium. Weil ich faul war, wollte ich nicht Latein lernen und wechselte deshalb auf eine andere Schule, eine sogenannte Bürgerschule. Anschließend besuchte ich für zwei Jahre eine Handelsschule, denn als ältester Sohn sollte ich das Geschäft meines Vaters, einen Großhandel für Schokolade und andere gute Dinge, übernehmen. Nach der Handelsschule begann ich im Jahr 1936 in Znaim (Südmähren) eine kaufmännische Lehre. Ende September 1938 wurde ich nach Hause geschickt, denn es kam zum Münchner Abkommen.

Am 29. und 30. September 1938 einigten sich Hitler, Mussolini (für Italien), ein Verbündeter Hitlers, Daladier (für Frankreich) und Chamberlain (für Großbritannien) über die Abtretung eines Teils der Tschechoslowakei, nämlich des sog. Sudetenlandes, eines Randgebietes von Böhmen und Mähren. Hitler drohte einerseits mit einem Krieg, falls dies nicht geschieht, versprach aber andererseits, keine weiteren territorialen Ansprüche mehr zu stellen. Am 10. Oktober 1938 wurde dieses Gebiet besetzt oder befreit – je nach dem Standpunkt des Betrachters, und für uns Juden begann die Sorge: Was wird mit uns geschehen? Denn schon lasen wir Publikationen von Asylanten; zwei prominente Asylanten, die in Prag Asyl fanden, möchte ich gern erwähnen: es sind Heinrich und Thomas Mann. Wir hörten und lasen, daß es den Gegnern des Regimes im Deutschen Reich nicht gut ergeht, nicht nur speziell den Juden.

Mein Vater, politisch naiv, war der Meinung, es würde ihm nichts passieren, weil er sieben Jahre treu dem Kaiser und König, Franz Josef I. von Österreich, gedient und pünktlich seine Steuern bezahlt hatte. Bis zum 7. November war es relativ ruhig; es galten die Gesetze und Einschränkungen, die sich auch im Deutschen Reich gegen Juden richteten. Aber am 7. November 1938 passierte etwas, das große Auswirkungen auf das Schicksal der Juden haben sollte.

Der damals 17jährige, von polnisch-jüdischen Eltern abstammende und in Hannover geborene Herschel Grynszpan, der illegal bei seinem Onkel in Paris weilte, betrat die deutsche Botschaft und wurde zu Ernst vom Rath, einem Legationssekretär, vorgelassen. Er zog einen Revolver und schoß zweimal auf den Diplomaten. Warum tat er dies? Die polnische Re-

gierung hatte am 15. Oktober 1938 ein Gesetz erlassen, demzufolge polnische Staatsbürger jüdischen Glaubens nur dann problemlos nach Polen zurückkehren durften, wenn sie weniger als fünf Jahre im Ausland gewesen waren. Das war aber bei den Eltern Grynspans nicht der Fall, denn diese waren seit 1911 im Deutschen Reich ansässig. Sie stammten aus einem Gebiet, das damals zum zaristischen Rußland gehörte. Die Gestapo reagierte schnell und wies 12.000 Juden aus, die daraufhin an der deutsch-polnischen Grenze bei Neu Bentschen in einem Niemandsland in Massenquartieren, hauptsächlich Scheunen, unter sehr schlechten Bedingungen festsäßen. Eine verzweifelte Karte der Schwester des Attentäters an ihren Bruder in Paris war der Auslöser dafür, daß Herschel diese Tat beging. Zuvor schrieb er an seine Familie: »Gott möge mir verzeihen, aber ich kann nicht anders handeln, wenn ich von Eurer Tragödie und derjenigen der anderen 12.000 Glaubensbrüder und -schwestern höre. Ich muß protestieren, die Welt muß aufhorchen.«

Nun es gab zuvor einen Parallellfall: Wilhelm Gustloff, ein viel höherer NS-Funktionär, wurde 1936 von David Frankfurter, einem jüdischen Studenten jugoslawischer Staatsangehörigkeit, in Davos erschossen. Der Fall wurde damals zwar propagandistisch ausgeschlachtet, aber man hatte von ihm doch nicht zuviel Aufhebens machen wollen, denn es war das Jahr der Olympischen Spiele. Entfernt hat man damals in Berlin sämtliche Tafeln mit Aufschriften wie »Juden sind unser Unglück«, »Kauft nicht bei Juden« (deren Geschäfte es ja noch gab), »Die Bänke sind nur für Arier« usw., um der Welt ein demokratisches Deutschland vorzugaukeln.

Am 9. November 1938, zwei Tage nach der Bluttat in Paris, war der Jahrestag des mißglückten Hitlerputsches von 1923. Kernpunkt des Gedenkens an dieses Ereignis, auch wegen der zahlreichen Toten, war der Kameradschaftsabend im Alten Rathausaal zu München, bei dem Hitler eine Tischrede hielt. Diese Gedenkfeier wurde nicht erst seit 1933 abgehalten, sondern schon im Jahr 1929 wurde der Opfer gedacht. Hitler, Goebbels – Minister für Volksaufklärung und Propaganda sowie Gauleiter von Berlin –, verschiedene SA-Führer, Gauleiter, Blutordensträger – das waren die Mitmarschierer von 1923 – und Fahnenabordnungen waren versammelt. Doch zu der Tischrede kam es an diesem Abend nicht, denn gegen 21 Uhr wurde an Hitler die Nachricht überbracht, daß Ernst vom Rath – er wurde inzwischen befördert, weil ein höherrangiger toter Diplomat propagandistisch besser zu verkaufen ist – seinen Verletzungen erlegen sei. Hitler besprach sich unter vier Augen mit Goebbels, verließ nach 15 Minuten den Alten Rathausaal und fuhr in sein Haus am Prinzregentenplatz. Goebbels gab gegen 22 Uhr den Tod des Diplomaten bekannt und hielt eine antisemitische Rede. Darin befahl er zwar nicht direkt das Anzünden oder Zerstören der Synagogen und das Demolieren jüdischer Geschäfte, aber die Anwesenden verstanden sehr wohl, was gemeint war, und das war auch beabsichtigt. Erst nach Mitternacht, um 1 Uhr 20, gab es ein einheitliches Fernschreiben von Reinhard Heydrich – damals Chef der Gestapo mit Sitz im Hotel Vier Jahreszeiten in München – an die Staatspolizeileitstellen. Darin hieß es: 20.000 vorzugsweise vermögende Juden

seien zu verhaften und in Konzentrationslager zu bringen (große Lager gab es damals in Dachau bei München, Buchenwald bei Weimar und Sachsenhausen bei Oranienburg); Synagogen seien anzuzünden, wo es nicht möglich war, zu zerstören; die Geschäfte sollten demoliert, aber nicht geplündert werden; die Polizei solle nur beobachten, aber nicht eingreifen und die Feuerwehr solle sich bereit halten, um das Übergreifen des Feuers auf nichtbetroffene Gebäude zu verhindern. In meiner Heimatstadt Neutitschein gab es auch eine Synagoge.

Gestern brannten die Synagogen. Sie brannten in Deutschland. Sie brannten in Österreich. Sie brannten in der Tschechoslowakei. Bestand Gefahr der Ausdehnung des Feuers, wurden sie durch Sprengungen zerstört. Die meisten jüdischen Geschäfte wurden demoliert. »Meine« Synagoge wurde geplündert. Feuer oder Sprengung wären wegen des schräg gegenüber liegenden Gaskessels gefährlich gewesen. Gebetbücher, Torarollen und Gebetschals lagen zerfetzt auf der Straße. Das Buch, das die weltweit verstreuten Juden zwei Jahrtausende lang zusammenhielt, wurde mit Stiefeln getreten. Die Orgel wird nicht mehr unsere Lieder am Sabbath und an den Feiertagen begleiten. Es wird auch keinen Sabbath, keine Feiertage und keine Lieder mehr geben. Nur zu Hause, so lange es noch ein Zuhause gibt, wird Mutter Freitag abends die Sabbath-Lichter anzünden und Vater den Segensspruch über das Brot und über den Wein sprechen: »Lechem min Haaretz. Bore B'ri Hagofen.« Und dann wird meine Mutter, wie vorher auch, das in Deutsch gedruckte Gebetbuch zur Hand nehmen und die Kapitel »Begrüßung des Sabbath« und »Gebet der jüdischen Frau« still für sich lesen.

Die Gebetbücher, Torarollen und Schals aus der Synagoge wurden auf die Straße geworfen. Morgen werden sie vielleicht aus den Häusern auf die Straße geworfen. Nichts würde sich bei meiner Mutter ändern. Sie hätte ihre Gebete auch ohne Buch gesprochen.

Offiziell wird die Zerstörungsaktion der Nazis als spontaner Vergeltungsakt der »kochenden Volksseele« bezeichnet, als Antwort auf die Ermordung des Botschaftsrates vom Rath durch den siebzehnjährigen Herschel Grynszpan in Paris. Daß die Volksseele so gleichmäßig in drei Ländern kochte, war der meisterhaften Organisation der Verantwortlichen zuzuschreiben.

Ein offener Polizeiwagen fährt vor unserem Hause vor. Jüdische Männer sitzen auf dem Wagen, bewacht von Schupos in grüner Uniform. Zwei Schupos kommen die Treppe hoch. Meinem Vater wird erklärt, er werde in Schutzhaft genommen, damit ihm nichts passiere. Vermutlich wegen der »kochenden Volksseele«. Ich stehe neben der Tür. »Wie alt ist der Bengel?«, fragt der Schupo. Mein Herz klopft ganz laut. Hätte Mutter mein Alter genannt, wäre ich ins Gefängnis mitgenommen worden. Der Schutz kam von der Mutter, nicht von der Schutzpolizei.<sup>1</sup>

Meine Mutter sagte, ich sei 17; de facto war ich 18 1/2, und ab 18 hat man die Männer ins Gefängnis mitgenommen. Mein Vater wurde nach drei Wochen aus dem Gefängnis entlassen.

Am 1. September 1939 war der Überfall auf Polen. An diesem Tag arbeitete ich bei der Verbreiterung einer Straße, die als Anmarsch- und Anfahrweg für die Wehrmacht über die Slowakei gegen die Südflanke Polens führte. Und dann gab es eine Flut von Anordnungen: »Juden dürfen nur zwischen 15 und 17 Uhr einkaufen«, »Juden dürfen nach 20 Uhr nicht auf die Straße«, »Juden müssen Radiogeräte, Fahrräder und Schmuck abgeben« – später dann auch Pelze und Wollwaren, »Juden und Hunden ist das

<sup>1</sup> Vgl. Max Mannheimer, Theresienstadt – Auschwitz – Warschau – Dachau. Erinnerungen, in: Dachauer Hefte 1, Die Befreiung. Nördlingen 1985, 95 f.

Betreten von Parks, Kur- und Schwimmbädern verboten« – Hunde durften manchmal... usw. Als die Lebensmittelkarten ausgegeben wurden, bekamen die Juden keine Fleischmarken. Auf Bitte des Polizeipräsidenten von Zürich wurde Juden in die Pässe oder Ausweise, später auch – nicht mehr auf seine Bitte – auf Lebensmittelkarten ein »J« gestempelt, damit an der deutsch- oder österreichisch-schweizerischen Grenze besser zu kontrollieren war, wer da herüberkommt.

Bis zur Deportation arbeitete ich auf verschiedenen Baustellen, im Straßenbau, Steinbruch und zum Schluß in einem Sägewerk.

Im September 1941 wurde das Tragen des Judensterns angeordnet.

Am 20. Januar 1942 fand Am Großen Wannsee 56/58 in einer Villa eine Konferenz mit einem einzigen Tagesordnungspunkt statt: Endlösung der Judenfrage. Hier ging es nicht um das Ob, denn das hatte Hitler ja bereits in seinem Buch »Mein Kampf« niedergeschrieben, das war ja das Programm; hier ging es um das, was die Militärs »Logistik« nennen: Wie kann man die Juden am schnellsten aus dem Deutschen Reich und aus den besetzten Ländern in die Konzentrations- bzw. Vernichtungslager bringen? Die Konferenz stand unter der Leitung von Reinhard Heydrich und fand in Anwesenheit verschiedener hoher NS-Funktionäre und Staatssekretäre statt. Einen Staatssekretär möchte ich namentlich nennen; es ist der Staatssekretär im Justizministerium und spätere Präsident des Volksgerichtshofes: Roland Freisler, der ja über 2.000 Todesurteile gefällt hat. Über diese Konferenz wird Adolf Eichmann, der zuständige Referent und Protokollant – Referent für die Deportationen im Reichssicherheitshauptamt und Protokollant dieser Wannseekonferenz – 1961 in Jerusalem vor Gericht aussagen: »Die Konferenz dauerte 1 1/2 Stunden und fand im Kaminzimmer der Villa in freundschaftlicher Atmosphäre statt; jedermann gab fröhlich seine Zustimmung, als die Technik der Vernichtung besprochen wurde, und die Ordonnanzen reichten Cognac.«

Nach diesem Zeitpunkt rollten die Transporte. Ende Januar war es soweit. Wir bekamen eine Vorladung, mit soundsoviel Kilogramm Gepäck im Comenius-Gymnasium zu erscheinen, und wir mußten eine Liste der in der Wohnung zurückgelassenen Gegenstände mitbringen. Zwei Tage später wurden uns die ersten Transportnummern mit der Buchstabenkombination CP um den Hals gehängt. Gegen 16 Uhr bestiegen wir einen Personenzug, der uns gegen 21 Uhr nach Theresienstadt brachte.

Theresienstadt, Ende Januar 1943

Schleuse. Kaserne. Transitraum. Strohlager. Namen fallen. Zum Abtransport nach dem Osten. Umzug in eine andere Kaserne. Für eine Nacht. Strohlager. Ein dumpfigfeuchtes Gewölbe. Vollgepfercht mit Menschen. Nein, mit »Untermenschen«.

Osten – Arbeitseinsatz, sagt man. Wir sind alle außer meinem Bruder Erich – er wurde 1942 verhaftet – zusammen: meine Eltern, meine Frau, zwei Brüder, meine Schwester, Schwägerin. In acht Tagen werde ich dreiundzwanzig. Seit vier Jahren an Straßenbau und Steinbruch gewöhnt. Die letzten Wochen ans Sägewerk. Der Gedanke beruhigt mich. Es wird schon nicht so schlimm sein. Vater meint es auch. Er zahlte pünktlich Steuern. Für

König und Kaiser im Ersten Weltkrieg drei Jahre an der Front. Hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen.

Transportnummern werden verteilt. Um den Hals gehängt. CU 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217. Tausend Frauen, Männer, Kinder. Schleppen sich mühsam vorwärts. Nach Bauschowitz. Personenzug wartet. Werden einzeln aufgerufen. Steigen ein. Zehn im Abteil. Etwas gedrängt. Kann doch nicht so schlimm sein: Personenzug.

Osten – Arbeitseinsatz. Einsatz? Warum nicht einfach Arbeit? Abfahrt. Es ist neun Uhr morgens. Sehen Trümmer. Hören Sächsisch. Entdecken Notizen an der Wand des Wagens. Abfahrt Theresienstadt 9.00 Uhr, dann Dresden, Bautzen, Görlitz, Breslau, Brieg, Oppeln, Hindenburg. Dann nichts. Tag und Nacht. Auf der Strecke entdecken wir Juden. In Zivilkleidung. Mit Stern. Mit Schaufeln. Werfen Brot aus dem Fenster. Sie stürzen sich darauf. Stoßen sich. Arbeitseinsatz? Werden wir auch so aussehen? Handeln? Stoßen? Nochmals Tag. Und halbe Nacht. Der Zug hält kreischend an. Eintausend Männer, Frauen, Kinder. Die Begleitmannschaft umstellt den Zug. Wir haben im Zug zu bleiben. Nicht mehr lange. Eine Kolonne LKWs kommt. Starke Scheinwerfer erhellen plötzlich die Rampe. SS-Offiziere und Wachtposten stehen da. Wir sind an der Todesrampe von Auschwitz-Birkenau.<sup>2</sup>

Auschwitz-Birkenau, Todesrampe, Mitternacht vom 1. zum 2. Februar 1943

Alles aussteigen! Alles liegen lassen! Eine Panik. Jeder versucht, so viel wie möglich in die Taschen zu stopfen. Die SS-Leute brüllen: Bewegung! Ein bißchen Dalli! Noch ein Hemd wird angezogen. Noch ein Pullover. Zigaretten. Vielleicht als Tauschobjekt. Männer auf diese Seite, Frauen auf die andere Seite, Frauen mit Kindern auf die LKWs. Männer und Frauen, die schlecht zu Fuß sind, können mit den LKWs mitfahren. Viele melden sich.

Der Rest wird in Fünferreihen aufgestellt. Eine Frau versucht, zu uns herüberzukommen. Sie will vermutlich ihren Mann oder Sohn sprechen. Ein SS-Mann reißt sie mit einem Spazierstock zu Boden. Am Hals. Sie bleibt liegen. Wird weggezerrt. Arbeitseinsatz?

Ein SS-Offizier steht vor uns. Obersturmführer. Wird von einem Posten so angesprochen. Vermutlich Arzt. Ohne weißen Kittel. Ohne Stethoskop. In grüner Uniform. Mit Totenkopf. Einzeln treten wir vor. Seine Stimme ist ruhig. Fast zu ruhig. Fragt nach Alter, Beruf, ob gesund. Läßt sich Hände vorzeigen. Einige Antworten höre ich.

Schlosser – links.

Verwalter – rechts.

Arzt – links.

Arbeiter – links.

Magazineur der Firma Bata – rechts. Es ist unser Bekannter. Büchler aus Bojkowitz.

Schreiner – links.

Dann ist mein Vater an der Reihe. Hilfsarbeiter. Er geht den Weg des Verwalters und Magazineurs. Er ist fünfundfünfzig. Dürfte der Grund sein.

Dann komme ich. Dreiundzwanzig Jahre, gesund, Straßenbauarbeiter. Die Schwielen an den Händen. Wie gut sind die Schwielen. Links.

Mein Bruder Ernst: zwanzig, Installateur – links.

Mein Bruder Edgar: siebzehn, Schuhmacher – links.

Versuche, meine Mutter, Frau, Schwester, Schwägerin zu entdecken. Es ist unmöglich. Viele Autos sind abgefahren.

Aufstellung in Dreierreihen. Ein SS-Posten fragt nach tschechischen Zigaretten. Ich gebe ihm welche. Er beantwortet meine Fragen. Die Kinder kommen in den Kindergarten.

<sup>2</sup> Das KL Auschwitz bestand aus drei Komplexen mit 38 Außenlagern. Auschwitz I, am 20. Mai 1940 errichtet, war Hauptlager und Zentrale, Auschwitz II (Birkenau) bestand ab 26. November 1941 und war ab Januar 1942 Vernichtungslager, in dem die »Selektion« auf der Ankunftsrampe stattfand, dort befanden sich die großen Vergasungsanlagen, Auschwitz III (Monowitz) diente ab 31. Mai 1942 als Arbeitslager für das Buna-Werk des IG-Farben-Konzerns.

Männer können ihre Frauen sonntags besuchen. Nur sonntags? Das reicht doch! Es muß wohl reichen.

Wir marschieren. Auf einer schmälere Straße. Wir sehen ein hell erleuchtetes Quadrat. Mitten im Krieg. Keine Verdunkelung. Wachtürme mit MGs. Doppelter Stacheldraht, Scheinwerfer, Baracken. SS-Wachen öffnen ein Tor. Wir marschieren durch. Wir sind in Birkenau.

Vor einer Baracke bleiben wir zehn Minuten stehen. Dann werden wir eingelassen. Aus dem Transport von eintausend Männern, Frauen, Kindern sind es jetzt 155 Männer. Mehrere Häftlinge sitzen an Tischen. Geld und Wertgegenstände sollen abgegeben werden. Auch Verstecktes. Sonst gibt es harte Strafen. Aus meinem Hemdkragen trenne ich ein Stück auf. Zehn-Dollar-Note. Von meinem Schwiegervater. Als Reserve für Notzeiten. Die Namen werden registriert. Ich frage, ob ich die Kennkarte behalten soll. Nein, heißt es. Wir bekämen neue. Wir kommen ins Freie. Dann eine andere Baracke. In einem Raum legen wir unsere Kleider ab. Nur Schuhe und Gürtel behalten wir. Sämtliche Haare werden abgeschnitten. Und abasiert. Wegen der Läuse. Wir werden mit Cuprex eingesprüht. Kommen in einen sehr warmen Raum. Stufenartig angelegt. Wie eine Sauna. Wir sind nackt und freuen uns über die Wärme. Eigenartig sehen wir aus. Komisch. Glatzen, um den nackten Bauch einen Gürtel, und wir haben Schuhe an. Ein Häftling in gestreifter Kleidung kommt herein. Stellt sich vor uns. Wir fragen nach den Frauen, Kindern. »Gehen durch den Kamin!« Wir verstehen ihn nicht. Wir halten ihn für einen Sadisten. Wir fragen nicht mehr.

Im Raum wird es immer heißer. Plötzlich wird eine Eisentür aufgerissen. Führt zu einem Nebenraum. Häftlinge brüllen: Bewegung, Dalli ... genau wie die SS an der Rampe. Scheint die Lagersprache zu sein. Mit Stockschlägen werden wir in den eiskalten Raum unter die Brausen getrieben. Eiskalter Raum. Eiskaltes Wasser. Nach der warmen Sauna. Beim Versuch, dem kalten Strahl auszuweichen, gibt es Stockschläge. Nach zehn Minuten wird das Wasser abgestellt. Handtücher gibt es nicht. Dafür Kleidung. Fremde Kleidung. Zivilkleidung mit einem breiten roten Strich auf der Rückseite der Jacke, je einem Strich an den Hosenseiten. Scheint Ölfarbe zu sein. Es gibt eine Jacke, Hose, Unterhose, Hemd, Socken. Keinen Mantel. Keine Mütze.

2. Februar 1943

Mein Bruder Edgar ist groß. 186. Die Ärmel seiner Jacke sind zu kurz. Viel zu kurz. Er bitet um Umtausch. Bekommt einen Faustschlag ins Gesicht. Fällt auf den Betonboden. Ich helfe ihm auf die Beine. Die Jacke bleibt die gleiche. Das ist also der Arbeitseinsatz. Wie lange kann man das aushalten?

Wir treten draußen an. Warten eine halbe Stunde. Die Tür einer Desinfektionsanlage ist offen. Wir sehen zwei Häftlinge. Sie tasten die Kleidungsstücke nach eingenähtem Geld und nach Wertsachen ab. Das Geld werfen sie auf einen Haufen. Meistens Dollar-Noten. Scheint hier wertlos zu sein. Wir warten und frieren. Endlich geht es weiter. Wir marschieren. Kommen in einen Block. Dreistöckige Bettgestelle. Sechs Häftlinge, eine Pritsche. Die Stubendienste brüllen: Marsch, marsch in die Betten, Schuhe unten stehen lassen. Wir klettern auf die Pritschen. Pritschen ohne Stroh und ohne Decken. Schlafen können wir nicht. Beten wir, schlägt jemand vor. Wir beten. Schema Israel...

Aufstehen, Bewegung, brüllen die Stubendienste. Einige von uns suchen verzweifelt nach ihren Schuhen. Viele finden sie nicht. Alte Schuhe, die nicht passen, sind da. Sie fragen die Stubendienste. Faustschläge sind die Antwort.

Uns alle beschäftigt nur die Frage: Wo sind unsere Eltern, Frauen, Geschwister? Wo sind die Kinder? Wo sind sie?

Vor dem Block antreten. Wir frieren. Es ist noch dunkel. Der Boden ist schlammig. Links von uns ist der Stacheldraht. Elektrisch geladen. Totenkopf. Darunter: »Lebensgefahr«. Ich bin verzweifelt. Schaufeln werden wir bekommen. Eigenes Grab schaufeln. Das sind meine Gedanken. Ich spreche sie aus. Mein kleiner Bruder tröstet mich. Ich sollte ihm Stütze sein. Elektrisch geladener Stacheldraht. Nur berühren – aus. Tut nicht weh. Mein kleiner Bruder fragt: Willst Du mich allein lassen?<sup>3</sup>

<sup>3</sup> A.a.O., 100 ff.

Und diese Frage bewirkte zweierlei: erstens, daß ich mich sehr schämte, und zweitens, daß meine pessimistischen Gedanken eine Kehrtwendung um hundertachtzig Grad machten. Und ich sagte zu mir: Ich will leben, ich muß meinen jüngeren Bruder beschützen.

4. Februar 1943

Der dritte Tag bringt etwas Neues. Wir bleiben nach dem Appell zwischen Block 18 und 19 stehen. Wir kommen auf Block 19. Auch Block 20 ist belegt. Ein Judentransport aus Berlin. Tätowierte Nummern 100 000. Wo sind die 99 000? Wo sind sie? Wie viele sind wohl nicht registriert worden?

Jetzt sind insgesamt drei Blocks belegt. Dreimal vierhundert – macht zwölfhundert. An der Zahl gemessen ein ansehnliches Dorf – in drei Pferdeställen. Tagsüber taut der gefrorene Schlamm zwischen den Blocks auf. Befehl zum Läuseappell: Hemd ausziehen. Läuse suchen! Fleckfiebergefahr. Deshalb die Quarantäne. Wir suchen – finden keine. Ein Häftlingsarzt kommt. Sieht gleichfalls nach Läusen. Auch er findet keine. Der Blockälteste kommt. Antreten in Dreierreihen. Block 19, vorwärts marsch! Im Schlamm geht es sehr schwer vorwärts. Er kommandiert Laufschrift. Nimmt wegen des Schlamms das Kommando wieder zurück. Mein Nachbar, Dr. Rabinovitsch, verliert seine Galoschen – Schuhe hat er keine, man hat sie ihm gestohlen. Es ist unmöglich, diese aus dem Schlamm hervorzuziehen. Er läuft jetzt – die Füße in Fußlappen gewickelt. Die verliert er auch. Nein, frieren tun wir jetzt nicht. Die Bewegung und Aufregung, was nun kommt oder kommen kann, machen uns warm.

Denkt wohl Erwin Rosenblum, den alle Ružička nennen, was zu deutsch Röslein bedeutet, auch jetzt noch an das Grand Hotel Pupp in Karlsbad und die feinen Menüs, die er dort vor dem Kriege genoß?

Heute morgen hielt er uns einen Vortrag über seinen Aufenthalt in Karlsbad. Die einen hielten es für Sadismus. Die anderen ließen ihm die Freude zurückzublicken. In eine Zeit ohne Stacheldraht. Ohne Schlamm. Ohne Hunger.

Jetzt sind wir da. Ein Stacheldrahtzaun. Innerhalb eines großen Stacheldrahtzaunes. An einer Stelle ein Durchschlupf. Fünfzig Zentimeter vom Boden. Bückt man sich, kann man durchkriechen. Wir robben uns durch. Dem Blockältesten geht es zu langsam. Mit Fußritten hilft er nach. Wir sind an einer Kiesgrube. Häftlinge in gestreifter Kleidung schaufeln Kies. Abgemagert. Blutunterlaufene Wunden. Ein Kapo brüllt und schlägt die Häftlinge mit einem Schaufelstiel. Es sind eigentlich wandelnde Skelette. Ob wir auch einmal so aussehen werden?

Bewegung, ruft der Blockälteste. Jacken ausziehen! Verkehrt anziehen! Gegenseitig knöpfen wir uns die Jacken zu. Die Knöpfe sind am Rücken. Verrückt, denke ich. Wir haben das Rückenteil der Jacke mit Kies aufzufüllen. Mit den Händen. Manche nehmen nicht genug. So meint der Blockälteste. Mit dem Fuß tritt er die Häftlinge in die Bauchgegend. Neuer Kies. Dann ist er zufrieden. Der Kapo von der Kiesgrube kommt an den Stacheldraht. Wir haben durchzukriechen. Mit dem Kies. Es ist nicht leicht. Stützen wir uns, fällt der Kies heraus. Jeder, der durchkriecht, erhält einen Stockhieb oder zwei. Von dem Kapo. Mit dem Schaufelstiel. Wer den Kies verschüttet, muß nochmals zurück. Neuer Kies. Neue Hiebe. Wie lange kann man das aushalten?

Zurück zum Block. Der Kies wird zwischen Block 18 und 19 geschüttet. Zur Trockenlegung des Schlammes. Vierhundert Häftlinge – vierhundert Schaufeln Kies. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Das sinnlose Spiel wiederholt sich noch zweimal.<sup>4</sup>

6. Februar 1943

Heute bin ich dreiundzwanzig. Meine Brüder gratulieren. Nächsten Geburtstag in Freiheit! Die Freunde schließen sich an. Ich habe Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Härte macht nicht hart. Zumindest nicht mich.

<sup>4</sup> A.a.O., 105 f.

Appell. Läuseappell. Kiesholen. Schläge. Gegen Mittag hören wir ein großes Geschrei aus dem Nebenblock. Ein Häftling hat aus einer Decke ein Stück herausgeschnitten. Für Fußlappen. Alle drei Blöcke antreten! Alle für einen, brüllt der Blockälteste. Sabotage! Volksschädling! Der Saboteur liegt zusammengeschlagen vor dem Block. Er wird nicht mehr lange leben. Zwischen den Blockreihen, auf der breiten schlammigen Lagerstraße treten wir an. Lagerälteste, Stubendienste, Blockälteste laufen aufgeregt und brüllend hin und her. Sie stoßen und schlagen. Jetzt sind sie zufrieden. Um einen Sonderappell kann es sich nicht handeln. Alle stehen zusammen. Durcheinander. Die Spannung steigt. Was wird wohl kommen? Der Lagerälteste mit dem schwarzen Winkel<sup>5</sup> übernimmt das Kommando. Stillgestanden!

Er droht mit hundert Stockhieben, mit Stehbunker, Entzug der Verpflegung, falls sich der Fall wiederholen sollte. Jetzt läßt er uns in Kniebeuge gehen. Aufstehen! Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Vorerst bleibt es bei diesem Befehl. Unsere Blechnäpfe, die an unseren Gürteln baumeln, versuchen wir als Sitz zu verwenden. Wer erwischt wird, bekommt Schläge. Nach einer Stunde kippen die ersten um. Stubendienste helfen mit Stockhieben nach. Die Kälte, der Hunger, die Kniebeugen. Nach sieben Stunden dürfen wir in die Blocks. Die Liegendebliebenen werden zur Seite geschleift. Vor den Block gelegt. Sie werden zum Appell nicht mehr antreten müssen. Sie werden liegend gezählt. Behandelt wie die Toten. Die Blockschreiber notieren sich ihre Nummern. Den Blockältesten werden heute mehrere Rationen übrigbleiben. Auch Margarine. Oder Wurst. Ja, es war mein dreiundzwanzigster Geburtstag. Ich werde ihn nicht so schnell vergessen.

7. Februar 1943

Viele haben Fieber. Wer muß zum Arzt? ruft der Stubendienst. Viele melden sich. Stehen an die Außenwand des Nebenblocks gelehnt. Manche setzen sich. Sie warten eine Stunde. Oder länger. Die Zeitbegriffe sind uns allen verlorengegangen. Wir sehen nur, ob es hell oder dunkel ist. Noch kein Tag mit Sonne. Nur Wolken. Graue Wolken. Wolken, hinter denen wir keine Sonne vermuten. Die Kranken werden jetzt weggeführt. Sie schleppen sich mühsam durch den Schlamm. Wir sehen sie nicht wieder.

Dem Blockältesten erscheint das Kiesholen wenig sinnvoll. Der Raum zwischen den Blocks ist immer noch schlammig. Heute marschieren wir in eine andere Richtung. Wir müssen unsere Jacken nicht mehr verkehrt anziehen. Wir marschieren zu einem Baugelände besonderer Art. Alte Häftlinge, mit denen wir einen Augenblick flüsternd sprechen können, verraten uns: Krematorium. Endstation. Ein bißchen Asche. Verstreut über die Felder in einem fremden Land.

Wir haben jeweils vier Ziegelsteine zu nehmen. Dies muß heimlich geschehen. Man nennt es organisieren. Es ist nicht leicht, vier Ziegelsteine auf einmal zu tragen. Nicht in diesem Zustand. Nicht alle waren Straßen- und Bauarbeiter. Ziegelsteine in Freiheit sind nicht so schwer. Um den Block soll ein Ziegelstreifen gelegt werden. Besser als Kies. Für uns. Es gibt weniger Schläge.

Dr. Beck aus Ungarisch-Brod versteckt sich heute im Block. Mit hohem Fieber liegt er auf der untersten Pritsche. Zum Appell schleppen wir ihn heraus. Wir stützen ihn. Am nächsten Tag liegt er im Sterben. Zwei Mithäftlinge versuchen, dem Sterbenden die Schuhe auszuziehen. Er hat gute Schuhe. Schuhe bedeuten viel. In diesem Schlamm. In dieser Kälte. Die Häftlinge stoßen aneinander. Der Stärkere gewinnt. Wenige Minuten später lebt Dr. Beck nicht mehr. Wir sagen Kaddisch, das Totengebet. Er wird vor den Block gelegt. Beim Appell mitgezählt. Er ist nicht der einzige. Ihm folgen mehrere aus anderen Blocks. Ein Leichenkommando kommt. So geht es jeden Tag. Immer mehr und mehr. Schläge. Durchfall. Fieber. Jetzt weiß ich, was Quarantäne bedeutet. Ein Sieb mit großen Löchern. Viele fallen durch.

So vergeht Tag für Tag. Tote. Tote. Tote. Hunger und das Wasser lichten unsere Reihen.

<sup>5</sup> Die Häftlinge in Konzentrationslagern waren durch verschiedenfarbige Stoffdreiecke – Winkel –, die der Kleidung aufgenäht waren, nach Kategorien gekennzeichnet: u.a. rot für politische Häftlinge, grün für Kriminelle (Berufsverbrecher), schwarz für »Asoziale«, rosa für Homosexuelle, lila für Bibelforscher (Zeugen Jehovas).

Zur Ergänzung unseres Blocks kommen holländische Juden zu uns. Sie sterben wie die Fliegen. Die Juden aus Polen sind am widerstandsfähigsten. Vielfach Handwerker oder Arbeiter. Auch körperlich sind sie besser dran. Nicht so verweichlicht wie die Holländer oder Tschechoslowaken.

Der Tag ist ausgefüllt mit Herumstehen zwischen den Blocks, mit Läuseappell, Essen. Zum Essenholen werden die noch nicht so sehr abgemagerten Häftlinge bestimmt. Oft versuchen sie, unbemerkt in den Kessel zu greifen. Kartoffeln kann man am besten organisieren. Man stopft sich eine in den Mund. Natürlich gibt es auch hier Schläge. Das nimmt man schon in Kauf.

Die Nachtwache im Block schlägt Alarm. Ein Häftling aus Prusznica ist in den Raum des Blockältesten eingedrungen. Zwei Würfel Margarine sind die Beute. Die Schreie, durch die Schläge des Blockältesten ausgelöst, wecken den ganzen Block. Kameradschaftsdiebstahl! brüllt der Blockälteste. Morgen sprechen wir uns noch! Zitternd klettert der Dieb auf seine Pritsche. Er wollte ja nur Gestohlenes stehlen. Gestohlen von den Rationen der Häftlinge – durch den Blockältesten.

Nach dem Morgenappell wird uns ein Schauspiel geboten. Der Block ist angetreten. Die Arena ist der Raum zwischen Block 18 und 19. Der Tiger, ein baumlanger Blockältester aus einem Nebenblock. Seine Pranke ist berüchtigt. Holt er zum Schlag aus, tut er es in Lederhandschuhen. Wegen des Effektes. Des Schalleffektes. Bisher beobachtete ich nur einen, der nach einem Schlag von dem Baumlangen nicht umkippte. Und das lohnte wirklich nicht. Dieser Mißerfolg brachte den Mann mit dem harten Schlag in Wut. Sein Prestige war gesunken. Er arbeitete nie ohne Zuschauer.

Erst spricht der Blockälteste. So ergeht es jedem ... Kameradschaftsdiebstahl ... Der Delinquent steht mit blutunterlaufenem Auge vor dem angetretenen Block. Zehn Meter seitwärts ist eine Grube. Etwa drei Meter tief. Mit Grundwasser. Der Boden ist an diesem Tage schlammig. Die Pranke des Tigers erhebt sich zum ersten Schlage. Er schlägt zu. Das Opfer geht zu Boden. Das wiederholt sich mehrere Male. Jetzt sind es nur noch zwei Meter zur Grube. Nun erkennen wir die Absicht. Bestenfalls zwei Schläge. Nein, einer reichte. Mit Geschrei stürzt unser Mithäftling in die Grube. Niemand darf ihm helfen. Eine Stunde später sehen wir ihn schlammverschmiert aus der Grube steigen.

Jeden zweiten oder dritten Tag kommt ein Häftlingsarzt. Der Block hat anzutreten, die Hemden werden nach Läusen durchsucht. Wir haben die Zunge herauszustrecken. Wer eine belegte Zunge hat, wird aufgeschrieben und angeblich in den Krankenbau im Hauptlager Birkenau gebracht. Viele kommen fort. Keiner kehrt zurück. Unsere Reihen lichten sich.<sup>6</sup>

Im August 1944 bin ich zusammen mit meinem Bruder in das Konzentrationslager Dachau gekommen.

In Dachau ist die Häftlingsleitung in den Händen der Politischen. Nicht der Grünen oder Schwarzen, wie in Auschwitz oder Warschau. Im Pfarrerblock gibt es Geistliche aller Nationalitäten. Deutsche, Polen, Tschechen, Jugoslawen – katholisch, protestantisch, griechisch-orthodox. Ich begegne einem Pfarrer, der meinen Vater gut kannte. Er fragt nicht nach ihm. Er will mir nicht weh tun.

Ein Bordell gibt es in Dachau auch. Ein Häftlingsbordell. Für »Arier«. Russen aufgenommen. Mit Bons wird man eingelassen. Gegen Voranmeldung. Die angeblich freiwilligen Opfer sind Häftlinge aus Ravensbrück.<sup>7</sup> In Dachau gibt es viele Jugoslawen. Man nennt sie Partisanen. Sie waren es auch. Ich spreche mit einigen. Ich bewundere ihren Mut. Ein Teil eines Volkes geht in die Berge. Kämpft gegen eine reguläre Armee. Mit viel Idealismus und wenig Waffen. Unter härtesten Bedingungen. Ich vergleiche. Sie und uns. Wir ließen uns wie Schlachtvieh abtransportieren. Mit Nummern um den Hals. Wir hielten bereitwillig den

<sup>6</sup> A.a.O., 107 ff.

<sup>7</sup> Ravensbrück (bei Fürstenberg im Bezirk Potsdam), am 15. Mai 1939 eingerichtet, am 30. April 1945 evakuiert, war das größte Konzentrationslager speziell für Frauen (42 Außenlager). Über 90 000 Frauen kamen in Ravensbrück ums Leben.

Kopf hin. Schlachtvieh sträubt sich, den Schlachthof zu betreten. Wir nicht. Wir gehorchen ohne Widerspruch. Bis auf die Juden im Warschauer Getto. Und vor zweitausend Jahren. Vielleicht liegt es daran, daß die Juden während dieser langen Zeit des Verstreutseins vielfach als Menschen zweiter Klasse behandelt wurden und daher, bis auf Warschau, sämtlichen Verfolgungen passiv gegenüberstanden.

Nach drei Wochen Quarantäne in Dachau geht es nach Karlsfeld. Wenige Kilometer von Dachau entfernt. Das Lager heißt O.T. Außenlager Karlsfeld.<sup>8</sup> Es gibt Steinbaracken und Dreibettgestelle. Wie überall hält auch hier der Lagerälteste eine Rede, die wir schon kennen. Wir werden den einzelnen Arbeitskommandos zugeteilt. Sager & Woerner heißt mein Kommando. Auf dem Gelände der BMW haben wir Hallen zu bauen. Die Arbeit besteht aus Zementtragen. Eisentragen. Dem Kommandoführer, SS-Hauptscharführer Jentsch, macht es Spaß, seinen Schäferhund auf die Häftlinge zu hetzen. Er gibt erst das Kommando »auslassen«, wenn das Opfer blutet. Nach einigen Tagen werde ich krank. Ich darf im Lager bleiben. Für leichte Arbeit. So heißt es. Leicht? Mit einem sehr alten Häftling, Albert Kerner aus München, transportiere ich mit einem Muli Leichen von Karlsfeld nach Dachau. Ins Hauptlager. Zur Verbrennung. Kerner geht neben dem Muli, der SS-Posten neben mir. Ich habe darauf zu achten, daß die Toten zugedeckt bleiben. Ein plötzlicher Windstoß hebt die Decken ab. Die Vorbeigehenden, hauptsächlich Frauen, machen erschrockene Gesichter. Leichen aus dem KZ sind kein schöner Anblick.

In einem Block wird gebetet. Es sind meistens Juden aus Ungarn. Sie beten jeden Tag. Am Jom-Kippur – dem jüdischen Versöhnungstag – fasten sie sogar.

Politische Nachrichten werden verbreitet. Die Amerikaner und Engländer sollen sehr nahe sein. Wie nahe, kann niemand sagen.

Im Januar 1945 wird ein Kommando nach dem Außenlager Mühldorf<sup>9</sup> verlegt. Mein Bruder gehört dem Kommando an. Jetzt sollen wir doch noch getrennt werden. Einer allein kommt schwerer durch. Freunde sind zwar gut – ein Bruder ist besser. Ich bleibe zurück. Ich denke an den braven Soldaten Schwejk, der sich nach dem Kriege um 5 Uhr mit seinem Freund im Wirtshaus zum Kelch treffen will. Wir werden uns schon finden, lautet unser gemeinsamer Trost.

Vierzehn Tage später wird ein Transport zusammengestellt. Meist sehr abgemagerte Häftlinge. Vorsichtig erkundige ich mich. Es soll nach Mühldorf gehen. Zur Arbeit. Ich melde mich. Die Sehnsucht nach meinem Bruder ist stärker als die Angst. Wir bekommen Verpflegung. Besteigen einen Güterzug. Die Fahrt dauert nur wenige Stunden. Ein kleines Lager. Holzbaracken. Wir werden auf die Blocks verteilt. Ich finde meinen Bruder noch am gleichen Abend. Ich habe es gehaut, daß wir uns wiederfinden. Das Kommando, dem ich zugeteilt werde, baut eine unterirdische Flugzeugfabrik. Die Arbeit ist schwer. Die Verpflegung schlecht. Es gibt Läuse im Lager. Wo es Läuse gibt, gibt es Typhus. Ich bekomme Flecktyphus. Vierzehn Tage lang kann ich nichts essen. Inzwischen wurde die Krankenbaracke einmal »leer gemacht«. Die Kranken wurden nach dem Lager Kaufering bei Landsberg gebracht. Ein Sterbelager.<sup>10</sup>

Am 28. April 1945 kommt der Befehl zur Räumung des Lagers Mühldorf. Güterwagen stehen auf dem Gleis für uns bereit. Ich bin sehr abgemagert und muß direkt aus der Kran-

<sup>8</sup> Das Außenkommando Karlsfeld des KL Dachau war am 11. Juli 1944 errichtet worden; Arbeitgeber war die Oberbauleitung Dachau der Organisation Todt (O.T.). Die O.T., benannt nach ihrem Chef Dr. Fritz Todt, war 1938 als staatliche Organisation zur Errichtung militärischer Anlagen und kriegswichtiger Bauten errichtet worden. Auf den O.T.-Baustellen wurden vor allem ausländische Zwangsarbeiter (»Fremdarbeiter«), Kriegsgefangene und KL-Häftlinge beschäftigt.

<sup>9</sup> Das Außenkommando Mühldorf des KL Dachau hatte fünf Unterkommandos, darunter zwischen August 1944 und Mai 1945 das Unterkommando »Ampfing-Waldlager V und VI«, dessen Häftlinge unter der Regie der O.T.-Oberbauleitung Mühldorf an der unterirdischen Flugzeugfabrik bauten.

<sup>10</sup> Das Außenkommando Kaufering bestand seit Sommer 1944 aus insgesamt neun Lagern in verschiedenen Orten im Raum Landsberg, Flugplatz Lager Lechfeld, Kaufering. Zwei dieser Lager dienten offiziell als »Krankenlager«, die Sterblichkeit war in Kaufering besonders hoch.

kenbaracke in den Wagen geführt werden. Fünf Wochen Typhus haben mich sehr geschwächt. Auf meinen Bruder gestützt, erreiche ich den Wagen. Ich fühle mich in Sicherheit – geborgen. Nach einigen Stunden fährt der Transport los. Die Begleitmannschaft besteht nicht nur aus SS, sondern auch aus Wehrmachtsangehörigen. Das beruhigt uns ein wenig. An jeder kleinen Station bleiben wir stehen. Wir merken, daß wir nach Westen fahren. In Poing, unweit von München, bleiben wir länger stehen. Auf dem Nebengleis steht ein Zug mit Flakgeschützen. Plötzlich gibt es Alarm. Unsere Wachen, die den Zug umstellt haben, sind verschwunden. Ein amerikanischer Tieffliegerangriff richtet seine Geschosse auf die beiden Züge. Wir verlassen fluchtartig die Wagen und laufen in die Felder. Kann es wahr sein? Ist der Krieg zu Ende? Jedenfalls haben wir nicht mehr die Absicht, in die Wagen zurückzukehren. Einige Mithäftlinge kommen bei dem Fliegerangriff um. Jetzt, in letzter Minute. Auch ein Freund von uns. Ingenieur aus Prag. Fünf Jahre hat er durchgehalten. Umsonst.

Mit der Freiheit dauert es nicht lange. Plötzlich sind wir umzingelt. Die Posten schießen über unsere Köpfe hinweg und treiben uns in die Waggons zurück. Der Transport fährt weiter. Es ist der 30. April 1945. Wir bleiben auf offener Strecke stehen. Von weitem sehen wir eine lange motorisierte Kolonne. Unsere Bewacher sind verschwunden. Wir öffnen die Waggons. Das Tor zur Freiheit. Einige hundert Meter von uns fährt eine amerikanische Militärkolonne. Wir sind frei. Wir können es noch nicht fassen. Ich bin zu schwach, um den Waggon zu verlassen.

Neben dem Zug errichten die Amerikaner eine provisorische Ambulanz. Zwei Sanitäter nehmen sich der Kranken an. Legen sie auf Feldbetten. Waschen sie. Geben ihnen Stärkungsmittel. Ambulanzwagen kommen. Die schwersten Fälle sollen in ein Krankenhaus gebracht werden. Wir sind wieder Menschen. Wir können in ein Krankenhaus gehen, ohne Angst zu haben. Wir sind frei.<sup>11</sup>

Zwei Tage verbrachten wir noch in dem Waggon in Tutzing, bis in Feldafing eine ehemalige Schule für Kinder prominenter Nazis frei gemacht wurde. Ich kam in ein provisorisches Hospital; ich wog 37 kg. Dort wurden wir mit DDT, dem Universalmittel der Amerikaner gegen Läuse, eingesprüht. Wir bekamen auch Schlafanzüge. Sehr schnell habe ich mich erholt; ich glaube, der Grund dafür war die zurückgewonnene Freiheit, die mich so rasch wieder zu Kräften kommen ließ. Als ich nach vier Wochen wegfuhr, habe ich mir aber geschworen, niemals wieder deutschen Boden zu betreten. Ich fuhr dann in die Nähe der Stadt, von wo aus wir deportiert worden waren.

Dann begab ich mich nach Neutitschein. In Neutitschein angekommen, wurden mein Bruder und ich von dem Stadtdirektor im Namen der Stadt begrüßt. Danach gingen wir in unser Haus. Inzwischen wohnte dort eine deutsche Familie, die aber ausziehen mußte, und zusammen mit meinem Bruder bezog ich eine Wohnung im zweiten Stock. Am Anfang benötigte ich noch etwas Erholung. Einmal besuchte ich einen ehemaligen Schulfreund, der von einer deutschen Firma die Verwaltung einer Obst- und Gemüsegroßhandlung übernommen hatte. Er sagte zu mir: »Max, du hattest eine so schwere Zeit; ich werde dich einstellen, damit du ein Einkommen hast; du brauchst nichts zu arbeiten.« »Nein, nein, ich will aber arbeiten!« Bald darauf traf ich eine Frau, die mein Leben verändern sollte. Sie stammte aus einer sozialdemokratischen Familie, war Deutsche, keine Jüdin, die 1938 vor der Besetzung des Sudetenlandes einen jüdischen Pro-

---

<sup>11</sup> A.a.O., 126 ff.

fessor gegen Angriffe der Nazischüler verteidigte; bei uns nannte man die Gymnasiallehrer, wie in Österreich, Professoren. Auch wegen ihrer Tätigkeit in der sozialdemokratischen Partei wurde sie am 10. Oktober 1938 aus der Schule hinausgeworfen. Sie ging daraufhin nach Ostpreußen zum Arbeitsdienst und hat dort Feldpost sortiert; kam anschließend nach Neutitschein, wurde vom Arbeitsamt zu einer Firma Richter vermittelt und arbeitete dort in einer Gemüsegroßhandlung. Privat lernte sie Englisch, und einmal in der Woche kamen britische Kriegsgefangene, um in Begleitung eines Wehrmachtssoldaten Gemüse zu holen. Diesen Kriegsgefangenen schob sie BBC-Nachrichten und Zeichnungen über die militärische Lage zu. Dafür wurde sie 1955 in England geehrt. Sie gefiel mir gut, ich verliebte mich in sie, und sie versicherte mir, daß Deutschland nach dem, was passiert war, ausgezeichnete Chancen habe, eine Demokratie zu werden. Und wenn man verliebt ist, glaubt man noch leichter. Unsere Tochter wurde noch in Neutitschein geboren. Und als sie sieben Wochen alt war, sind wir mit einem Antifatransport, dem wir uns in Böhmen angeschlossen hatten, nach Deutschland gekommen. So kam ich am 7. November 1946 wieder in das Land, dessen Boden ich nie mehr betreten wollte.